

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

244 (18.10.1928) Heimat und Wandern

Heimat und Wandern

Nummer 244 / 48. Jahrgang

Beilage des Volksfreund

Karlsruhe, 18. Oktober 1928

Kraichgau-Herbstwanderung

Zwischen Sommer und Winter liegt der Herbst. Es soll Leute geben, die nach der letzten Halbhoheit im Scheitenden Sommer die liebsten die Hinken "Brettle" anknallen, oder aus der Höhe gleich in den Stanzung schlüpfen möchten. Sie halten den Herbst für eine unangenehme Ruhepause, die halt leider zwischen Sommer und Winter einsehend sein. Es gibt aber auch Leute, die hoffentlich viele, die den Herbst nicht mißlingen möchten, die mit dem Winter ausruhen: „Seid gegrüßt, ihr goldenen Tage!“

Auf den Höhen des Schwarzwaldes blüht jetzt mitunter schon ein kalter Wind, der einem manchmal den Hut mit Grauelein und Schnee bezaubert. Auch möchte man nicht morgens, in der Nacht schon zum Bahnhof eilen. Da kommt dann die nähere Umgegend und damit auch der Kraichgau wieder mehr zu ihrem vollen Recht. Mit dem beschl. Personenzug ist man kurz nach 8 Uhr in Eppingen. Die Bahn verläßt die Grödingen das Wäldchen und bricht ihren Weg durch einige Höhenzüge, führt an Bretzen vorbei, bis sie uns zwischen lauten anstehenden Hügelfelken in den Kraichgau absetzt. Vom Bahnhof aus hat man sofort ein schönes Bild des Kraichgau vor sich. Deutlich ist die Anlage der Kraichgau zu erkennen. Auf dem höchsten Punkt der Kraichgau ragt stolz die aus dem 15. Jahrhundert stammende Kirche mit der Spitze. Um den Turm drängen und schmiegen sich alle die noch erhaltenen Fachwerkhäuser mit ihren roten roten Dächern. Mehrere Häuser kämpfen unter ihrem Farn Eichenhut in den vornehmen Reihen ihrer Brüder (Bauernkrieg). Nur noch der Pfeifer steht in den Festungswerten erhalten. Dafür aber eine Menge neuer Fachwerkhäuser, a. B. am Marktplatz, in der Nähe der kath. Kirche, das berühmte Baumannsche Haus u. a.

Wir verlassen das Städtchen gegen Südosten (Richtung Bahn) und wenden uns dem vor uns liegenden Höhenzug zu, dem Kraichgau. Nach einiger Zeit betreten wir den Wald. Die Kraichgau spielt mit ihren warmen Strahlen durch das Laub. Der Wald steht in feurigen, brennenden Farben. Er will in Schönheit sein. Bruno Schönland, der Dichter der kämpfenden Arbeiter, hat dieses Bild in diese Worte:

Der weiten Wälder Vorderschlamm,
der späten Blumen bunte Pracht,
wie schlägt ein Farbenmeer aufzumen
dem Herbst, der solche Gut entzückt.

Auf teilweise markiertem Wege steigt er etwa 120 Meter an, wir kommen durch einen kurzen Hohlweg plötzlich im Walde zu einem Plateau, den Dittillenberg. Was wir durchschritten ist eine ehemalige Schmiedehütte, wie sie, zum Teil 20 Jahre hoch, von den Bauern bei Kriegesgefahren angelegt wurden. Auf dieser Höhe liegen die Reste von St. Dittillen, einer Kirche die nach der Bauinschrift i. J. 1473 als Wallfahrtskapelle errichtet wurde. Noch erhalten sind der Turm mit einem Notdach, das ein Teil des Schiffes der Kirche. Auf einer Holzstiege steigt man auf die Spitze des Turmes. Der Wind, der sich einem hier im goldenen Herbst blüht, ist ein selten schöner. In der ganzen Farbenpracht, die der Herbst verleiht, ist die Wälder gesättigt. Auf einem nahen Höhenzug liegt Kraichgau. Zu ihr zieht es uns hin. Unten vor uns unter Wäldern der Kraichgau. Die Kapelle ist leider zerstört zerfallen. Mit wollen Jagen trinken wir die klare, reine Luft. Es ist zum Singen und Jubelieren, wenn wir den Wald hinaufsteigen. Singen die leuchtenden Farben nicht von Glauben und Hoffen? vom neuen Genuß, vom neuen Genuß, Kämpfen und Auserziehen? Der Herbst sündet mit seinen roten Wald und Heide, Baum und Weide an. Er wirkt auch in den Herzen seine Feuerbrände: Neuer Mut und neuer Glaube im Kampf gegen Feindnis und Reaktion in uns und um uns! In den steilen Felswänden der Mühlbacher Steinbrüche ist durch das Dorf Mühlbach, an den abgeernteten Aedern vor uns, die Burganlage, auf dem die Kraichgau liegt. Die Burganlage ist von großem Ausmaß und wird wohl zu den größten in der Gegend gehören. Ein Besuch der Burg ist ein längerer Bergsteigen dort ist außerordentlich lohnenswert. In Kraichgau und die Burg auf dem Steinsberg bei Eisingen sind miteinander verbunden. Durch die Vorküste gelangt man zu Kraichgau. Die mächtigen Beherrschern, alle Arten von Schießwaffen, Kanonen und allerlei Kunstwerke des Steinbildhauers erragen unter Interesse. Inmitten des Burghofes, umgeben von herrlichen Mauern, steht der mächtige, 30 Meter hohe Bergfried, aufgeführt aus lauter regelmäßigem Quadersteinen. Er ist 1120 erbaut worden sein und war früher nur durch eine halber Höhe mit Hilfe eines Aufzuges erreichbar, als letzter Turm der Burg dienend. Von der Spitze des Turmes hat man einen überaus herrlichen Blick über die ganze Kraichgau. Der Wind schmeißt auch über das ganze Land. Rinas um uns selber, Wälder, aber auch in diese. Wie in einem Gemälde sind die scharfen Konturen der Landschaft in der letzten Herbststunde gezeichnet. Besonders schön liegt das Dorf Sulzfeld vor uns. Man möchte in die Kraichgau hineinschwimmen und mit dem Arbeiterdichter Jürgen Brand sagen: „Denn dich du staubendulde Menschenbrust!“

Die Burg soll schon i. J. 930 entstanden sein. Ihre Besitzer sind die Herren von Gölter. Ihnen war einst auch das Dorf Sulzfeld, durch das unser Weg zum Bahnhof führt, als Lehen überlassen.

Während uns dann der Zug nach der Heimat trägt, zwischen Kraichgau sich hinziehend, taucht die scheidende Herbstsonne die Kraichgau in ihr Lichtes Gold:

Und es leuchten Wald und Heide,
daß man sicher glauben mag,
hinter allem Winterleide
steht ein fernher Frühlingstag. Th. Storm.

Dieser Dichter ruft uns in seinem „Oktoberlied“ zu:

Die blauen Tage brechen an,
und ehe sie verfliehen,
wir wollen sie, mein wahrer Freund,
genießen, ja genießen!

Otto Härdle.

Der Ulmer Spatz

Die Geschichte vom Ulmer Spaten wird die Jahrhunderte hindurch belacht. Und das ging so:

Die Ulmer begannen mit der Errichtung ihres Münsters. Alle Hände reisten sich, denn es war eine große Sache. Wieviel Holz hatten sie allein für die Gerüste! Die schönsten Tannen, die im Kraichgau wuchsen, hieb man nieder und führte sie in die Stadt. Die Stämme der Bäume nach geladen, daß man recht bequem präparieren konnte, fuhr der Wagen daher. Als das Holz in die Stadt kam, sah man ein Städtchen vor sich. Das war ein Städtchen, das man nicht kannte. Darob war großes Kopfweh und alles wurde in Unruhe gebracht. Auch die höchsten Köpfe wußten keinen Rat, die man auch herbei geholt hatte.

Das nächtliche Berlin

Berlin ist die größte Stadt der Welt, sie ist geräumiger als New York oder London, und der Grensbogen, der diese Stadt umschließt, beträgt 235 Kilometer. Ein Mann, der den Wohnraum der 4 200 000 Einwohner Berlins umwandern wollte, müßte fünf Tage und jeden Tag sechs Stunden auf den Füßen sein. Er ließe durch dürre Heiden, schöne Wälder, weite Felder und käme an rauschenden Industrien und verzückten Seen und Gewässern vorüber, und wenn er ein Dichter wäre, könnte er den Hergang eines Sechsigmillionenvolkes hören und darin die Pulschläge aus dem Rhythmus der Welt. Wenn er nördlich vom Randgebiet nach dem Kern der Stadt, so wäre sein Karstoch und Schmitt durch die heutige Gesellschaft, ein glühender Aufbruch aus grauer Vergangenheit und Geheiß bis in unsere Zeit, ein Marterweg und eine Trümpfstraße.

Die Weiden am Wasserbrücke schwingt sich über die verdunkelte See, in der das Leuchtfeuer der vielen Reflektoren glüht. Der Bahnhof Friedrichstraße, durch den die europäischen Schienenstränge von Osten nach Westen laufen, lobert und erbraut. In der Komischen Oper tanzen 200 nackte Mädchen und veruchen, den Gesichtsausdruck zu amerikanisieren, das neue Weltbild zwischen Bibel und Schachbuch in die Herzen zu prägen. Die Autos freizeilen über den blankgeschuerten Asphalt, die Lichter der Bogenlampe brennt in jenem blauen, strahlenden Zitterlicht, das auch in den Operationszügen flammte, die laufende Schrift der elektrischen Reflektoren zwinzt zur Betrachtung, an den Straßenfronten drängt sich Laden an Laden, Kaffees gibt es, Weinstuben, Kabarets, Tanzsäle, Bierhäuser, Banken, Konfektionsgeschäfte, aus dem Zeitungsdiertel kommen die Straßenbänder und schreiben die Morgenansätze des nächsten Tages schon am vorhergehenden Abend aus. Auch Bettler und Drogen sind zu sehen. Die grünen, gelben und roten Verkehrsampeln an den Kreuzungen leuchten den Verkehr und geben ihm frei. Unter den Linden rinnt das Leben, ein glühender Strom, und verdrängt sich an den Reifebüten, an den Banken, an den Automobilhandlungen, an den Hotels und taucht unter im Schatten des Brandenburger Torres oder des Tiergartens. Der Himmel über der Stadt ist kein Himmel mehr, er ist ein roter Streifen, über den stellen Häuserfluchten. Das Licht Berlins löst die Sterne aus.

Hinter dünnen, blühenden Glasheben liegen die Güter und Warenstapel der Gegenwart. Brillanten leuchten, seidene Kleider und Strümpfe schimmern, Schuhe aus buntem Leder und aus Schlangenhaut glitzern. Die Bierstuden machen die Hungrigen noch hungriger und die Satten noch zufriedener. Aus den schwarzen, kreisrunden Grammophonplatten scheint leise, fast unhörbar, die heimliche Musik der Regier aufzufleigen. Wie trübene Schiffe lösen sich die großen Kaffees und Varietes aus der Verteilung und schwanen auf und ab. Aus den Bars, in denen sich Vitor mit Grotti verweilt, bricht Tanzmusik. Ein Mensch vom Mars hätte diese Straße als die Hauptstraße eines reichen, glücklichen Landes angesehen, wenn nicht sichtbar und unsichtbar hinter allem der Kaufpreis gestanden wäre.

Die Betäubung der Nacht kommt, die Gier nach Abenteuer, Liebe, Macht und Reichtum. Die Arbeit schläft an den Maschinen, in den Kontoren, in den Kammern der Armut, die Armut taucht auf in den geschminkten Masken der vielen Frauen und Mädchen, die ihre Karrees aufsteigen und die Männer prüfend abhaken. Manchmal glüht eine Seitenstraße auf und ist wie ein Schlauch, in den die Hauptstraße Rauch und Feuer aspiriert hat, diese beruhigende Hauptstraße, die vom Draußenburger Tor — die Selbstmörder liegen da oben im Schaubaus — bis zum Hallischen Tor geht und alleit, eine ungeschweibliche Fassade, und man beachtet plötzlich, warum sich die Filmindustrie hier ansiedeln mußte, hier zwischen Leben und Tod.

Der Alexanderplatz im Norden ist auch ein Zentrum Berlins, über das der Verkehr freifließt und an dem die großen Warenhäuser stehen, aber in dieser Nacht war er wie ein Schlachtfeld, verhasst, unwirtlich, aufzerrissen. Tag und Nacht geht die Arbeit auf diesem Platz, ganze Häuserblöcke sind abgerissen, um Raum für neue Untergrundlinien und neue Durchbruchstraßen zu schaffen. Das Kolosseum im Norden ist auch ein Zentrum Berlins, aber das noch die Kugelspitzen des Aufzuges von 1919 zu sehen sind, wächst steil über das Trümmerfeld. Das Scheunenviertel, in dem auch das Lumpenproletariat neben dem Kleinhandel wohnt und haust, ist nicht mehr weis, das alte, hässliche Berlin, aber auch in diese Nacht bricht neues Leben. Schöne Häuserblöcke wachsen an der Volksbühne, dem Stolz der Berliner Arbeiter, empor und prägen der Gegend ein anderes Gesicht. Die alten Baracken müssen fallen, die Kaffemögen, die Spielunten müssen verschwinden und mit ihnen auch die Zertrampelten unserer Gesellschaft: die Straßenmädchen, die großen und kleinen Diebe, die Schwindler und Zuhälter, deren nördliche Hauptstraße die Müns-

straße ist, eine verfeinerte Friedrichstraße, ein Abkatsch der alten Welt. Die Straßenmädchen, die da oben schon am hellen Tag laufen, sind die ärmsten von ganz Berlin. Sie kennen den Hunger. Ihre Schminke sind Krankheit und Not. Die Kinos spielen schon am frühen Morgen ihre sentimentalischen Schundfilme. Sie sind überfüllt. Die Heimatlosen, die Obdachlosen haben in ihnen ein Obdach. Die jungen Männer kennen das Leben, kennen das Gefängnis. Sie stehen an den Strakenenden, sitzen in den Bierquellen und Kaffemögen, den Klubs der ganz Armen, und besprechen manche Sache, die wilder und aufregender ist als der wildeste Wildweiffilm. Die Welt von der anderen Seite bewegt sich in den Straken bis zum Seltiner Bahnhof, aber was der Fremde bei einem Streifzug durch diese Gegend sieht, ist meistens nur Aufmachung und Artzapp. Das wirkliche Dasein, der brutale Kampf ums Leben, spielt sich unsichtbar ab. Auch das muß gesagt werden: Das Verbrechen ist durchaus nicht an das Scheunenviertel gebunden.

In der Münsstraße sind um Mitternacht noch die Destillen überfüllt. Das Glas Bier kostet 10 und 20 Pfennige und die Männer und Frauen in den Kneipen kennen sich alle. Sie sind eine große Familie. Jeder Fremde in den Kneipen ist sofort isoliert, es sei denn, er sei als Opfer ausgerufen für die Ringenpeter, für die Falschspieler, für die verführten Mädchen, die so erbarungswürdig elend sind, daß sie „Schnapsmatrasen“ genannt werden. Ein Glas Bier und einige Zigaretten aber schlagen schon die Brüden zu den späten Gassen. Kleine Kapellen oder elektrische Klaviere musizieren: die letzten Schläger werden mitgesungen und auch das berühmte Lied von dem Mädchen für Geld. Die Wände der Destille sind mit primitiven Bildern ausgegalt und sonderbaren Sprüchen. Da ist zu lesen: Junge Mädchen lieben, Frauen nicht betrüben, Witwen nicht hassen, das heißt: leben und leben lassen.

Schön, man lebt und läßt leben, sitzt dann in einem Kaffee, das um 3 Uhr schließt und um 6 Uhr wieder offen ist, geht weiter durch die dunkle, schwarze Stadt, in der die schon für die Welt verlorebenen Straßenmädchen auf betrunzene Gäste und Kavaliere lauern, und streift nach dem Seltiner Bahnhof, der eine grauenvolle, schauerliche Kreuzung zwischen Burg und Schloß ist. Die großen Hallen liegen verlassen im bleichen Licht. Die Bahnsteige sind leer. An der Fahrplanausgabe lehnt ein junger Mann und schläft. Drei andere Männer stehen am Hauptportal und warten den Morgen ab. Es waren Obdachlose. Sie wollten nicht im Asyl schlafen, sie hatten ihre Mäntel schon im Asyl abgeschliffen, sie schliefen im Tiergarten, in den Hausnissen, in den Anlagen und waren die abgepressten Trupps der unheimlichen Elendsarmee, die in den Nächten durch Berlin wandert. Im Asyl schlafen jede Nacht im Jahre mindestens 2000 Menschen. Das sind 600 000 Menschen im ganzen Jahr.

Es ist in der dritten Stunde. Die Destillen schließen sich. An den schmucklosen Häuserfronten bricht Kramall wie eine wilde Welle hoch. An den Strakenenden stehen noch die Wirtshausverkäufer und neben ihnen lauern immer noch die blaffen, verbrauchten Mädchen. Dann veröden eine kurze Strecke alle Straken. Der glühende Schlamm, den die Nacht auf den Asphalt warf, wird wie von einem sauberen Wesen hinweggewischt, aber schon regt sich neues Leben. Berlin schläft niemals. Die Wagen der Händler rollen nach der Zentralmarkthalle. Berlin hat Hunger. Sein Bauch verflucht die Offizierten ganzer Landeshaupten, die Gemüseplantagen ganzer Provinzen. Sein Bauch mäht sich jeden Tag an 1 500 000 Broten, an 1 000 000 Liter Milch, an 2 400 000 Pfund Mehl, an 1 400 000 Pfund Fleisch. Er mäht sich an holländischen Tomaten, an italienischen Birnen, an ungarischen Pfeffern, an scheidelkopfschiffen Pfäumen, an westindischen Bananen, an spanischen Drogen, an sizilianischen Zitronen. Franz Drake mühte Ehrenlänger von Berlin werden: jeden Tag werden rund 3 000 000 Pfund Kartoffeln gegessen. Das alles braucht der Bauch von Berlin und noch viel mehr, aber er wird nicht satt davon und fängt nicht die Arbeitlosen, die Bettler, die Kriegsveteranen, die Sozialrentner, die Witwen und Waisen.

Die Straken um den Alexanderplatz sind plötzlich fruchtbar geworden und die Bauern, Obstbänder und Großhändler bieten an Gemüse, Kartoffeln, Fisch, Obst und Salat. Die großen Hallen sind überfüllt, der Handel brüllt auf, der Zwischenhandel hamstert große Verdienste, eine Dose von Duft und Farbe roßt sich aus, Fleisch wird verkauft. Hühner krähen durch die Halle, als seien sie noch frei und auf dem flachen Lande. Blumen und Kränze werden angeboten und die frischen Blüten und wollen Kränze passen gut zu dem ungeheuren Schlachtfest am frühen Morgen, wo das Tier und die Pflanze sterben muß, damit Berlin leben und arbeiten kann. Max Paribel.

Zum Glück erblickten die guten Ulmer nun ein Spatennest, das unter dem Lardach eingeküßt war. Auch an diesem Nest schien man hoch zu bauen: denn eben lag ein Spatz mit einem langen Strohhalm, auch der Breite nach im Schnabel, seiner Behausung zu. Nimm dreibe er ihn aber und zog ihn der Länge nach ins Nest. Nun leuchtete es auch in den Gehäusen der wackeren Ulmer. Auch sie luden ihre Stämme der Länge nach und kamen glücklich durchs Tor. Seitdem heißt man sie die „Spaten“. Den Namen tragen sie mit gutem Humor, haben sie doch auch das Ulmer Münster erbaut. S. R.

Aus dem Wanderleben

Vom Kartenlesers in Moosbronner Haus

Liebe Rums! Das man bei einem Kartenlesers nicht nur den Geist, sondern auch den Körper stärken kann, geht wohl am besten daraus hervor, daß wir am Sonntag 19.29 in Karlsruhe anlangen und 19.30 in Richtung Durlach weiterfahren. Es zeigt dies von einer Gelenkigkeit, was Dir ein Durlacher Wandertfreund bestätigen kann. Da mir insofern keine Zeit übrig blieb, Dir meinen besonderen Dank abzusagen, will ich dies hiermit tun. Am Freitag abend dachte ich, Du solltest über einen Vortrag über „Kabbala“ hören, so reichlich kam das edle Volk. Welch Freude dabei am Samstag, bei herrlichem Wetter Deinen „Handreifen Bräutigam“ am Sonntag zu können, um gegen 19 Uhr „unser Haus“ zu erreichen. Es war wirklich ein Genuß, Deinem theoretischen Unterricht lauschen zu dürfen und zu hören, daß Jahrtausende vergangen, bis und wie unsere heutigen Karten entstanden sind. Eine Freude war das praktische Studium. In Moränenluft gebadet ginns auf den Mittelbergen, an jeder Wegkreuzung Datt machend, die Karte in der

Hand. Und erst ginns wieder weiter, wenn sich jeder „Schüler“ auf seiner Karte ausreichend gefunden hatte. Die Mittagsstunde blieb uns zurück ins Haus, um das leibliche Wohl nicht zu vernachlässigen. Punkt 1 Uhr Fortsetzung der Praxis. Waren es auch nur noch 13 Freunde, so waren es doch wirkliche Interessenten. Daß diese Zahl nicht nur, wie oberflächliche Menschen denken, Unzulad bringt, hat unser Rüstmarsch bewiesen. Es waren glückliche Menschen, die eine solche Pracht und eine solche Fülle von Natur Schönheiten genießen durften, durch die und dünn dem Panoramameer entlang.

Unsere Mutter Natur ist eben anders veranlagt wie manche Menschen und das auf den Kartenverzeichnete „Wissens“ sie spricht zu uns nur reine Wahrheit. Siderlich war auch das übliche Durlacher Freunde erfreut und dankbar über die geologischen Erläuterungen unseres Genossen Bauer. Augen und Ohren hatten also keine Zeit müde zu sein.

Zum Schluß hätte ich noch eine Bitte an Dich. Wenn Du wieder unter unseren Freunden weilt, verah nicht das, was uns unser Freund Leppe r. Eisingen, in Moosbronnen sagte, weiter zu verbreiten. Durch seine Bemühung ist es ihm gelungen, Herrn Prof. Dr. Frenntner zu gewinnen zu drei Führungen durch die geol. Landesammlung und zwar am Sonntag, den 11. November, vormittags 10 Uhr; Das Altertum der Erde; Sonntag, den 2. Dezember, vormittags 10 Uhr; Das Mittelalter der Erde und Sonntag, den 16. Dezember, vormittags 10 Uhr; Die Neuzeit der Erde. Rechtzeitige Bestätigung erfolgt jeweils im Vereinsanzeiger des Volksfreunde.

Bei dieser Gelegenheit kannst Du auch darauf verweisen, daß der Volksfreund unsere Zeitung ist. Nun nochmals herz. Dank für Dein Gebotenes und ein ebenberz. Vera frei! Dein Rinald.